Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 2

Artikel: Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]
Autor: Stegemann, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571671

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der erwischte Osterhase.
Originalzeichnung von
Ernst Kreidolf, (Tägerweilen) München.

Der Zug nach der Stadt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Hermann Stegemann**, Basel.

(Fortsetzung).

Zweites Kapitel.

Des Schulmeisters Geige sang in die Nacht hinaus und die blassen Töne des alten Spinetts begleiteten fügsam den Spieler. Regina blieb vor dem Hause stehen und lauschte eine Zeit lang auf die bescheidene Musik, die aus den leeren Räumen kam. Als die letzten Griffe der Begleitung gethan waren, stieg das Mädchen langsam, wie ermüdet von dem Geleit des Fremden, die Stufen hinauf. Wie einsam das Spinett im Nebenzimmer stand! Agnes war mit dem Schulmeister zu den Gästen zurückgekehrt. Sie hatten die Thüre zugezogen und Regina setzte sich still auf den Holzschemel vor das Instrument, auf dem ein altmodisches Oellämpchen mit offener Flamme ängstlich hin und her flackerte. Das Spinett blieb dem Bruder des Vaters. Sie legte beide Hände auf die gelben, abgegriffenen Tasten, leise nur, daß kein Ton wach wurde. So saß das Mädchen lange und kühlte die heißen Finger.

Das Gespräch der anderen drang wie Wellengeplätscher zu ihr herüber und störte sie nicht. Ihre Augen waren auf das Licht geheftet, an dem sich ein dunkles Rauchschwänzlein entwickelt hatte. Und in dem Licht, das sich in ihren Blicken zerteilte, erwuchs ihr, langsam an Gestalt gewinnend, der See mit dem Küsnachter Ufer. Sie sah es genau. Um den Vorsprung, der das Küsnachter Horn heißt, war das schwerfällige Boot mühsam herumgeschwommen. Die Abendsonne lag rotgolden auf dem Wasser und blendete den Blick. Da stieß plötzlich ihre Sitznachbarin einen Schrei aus und kaum hatte sie die Hand, die sie ins Wasser getaucht, zurückgezogen, ohne zu wissen, warum, da fuhr ein spitzer Bootschnabel in das Holz und das Schifflein schwankte, als müßte es umschlagen. Aengstliches und unwilliges Geschrei klang um sie her, sie sah ein hellgelbes Schiffchen dicht vor sich auftauchen, und als sie es unwillkürlich mit den Händen wegstieß, sah sie einen jungen Mann in dem Boot sitzen, der die Lippen bewegte. Aber sie hörte kein Wort von dem, was er sagte, denn die Seminaristen schrieen ihn in starken Tönen an. Endlich hatte sich die Kraft ihres Zornes erschöpft, und da rief der Fremde herüber: „Ich bitte um Entschuldigung, die Sonne und dann Ihr plötzliches Auftauchen — ich sah Sie nicht, bevor es zu spät war.“

Er war so eifrig gewesen sich zu entschuldigen und hatte sie, gerade sie, so bittend angesehen, daß sie geantwortet hatte: „Es ist ja gar nichts geschehen.“

Aber ihre Kamerädin hatte hinzugefügt:

„Nur schier die Hand hätt' er dir abgestoßen und uns alle um ein Haar ins Wasser geleert, der Herr mit dem doppelten Kochlöffel.“

Da hatten alle um sie her gelacht und jener auch.

Und schon waren die Ruder wieder eingetaucht worden, als sich die übermütige Seminaristin nochmals umgewandt und zu dem Uebelthäter hinübergerufen hatte: „Daß Sie es wissen, wenn die Glocken läuten dort oben am Berg, so ist's zu unserer Rettung aus Wassersnot.“

Regina aber erinnerte sich, daß ihr das Blut mächtig zum Herzen geschossen war, als an jenem Tage der Feierabend eingeläutet wurde. Das Schifflein trieb noch auf dem See, aber vor dem Bug lag Horgen und

das winzige Boot, das den Zusammenstoß verschuldet hatte, war längst den Blicken entschwunden.

Unwillkürlich drückte sie stärker auf die Tasten des Spinetts und ein Mißton stieg auf, klagend und in den lockeren Saiten mit einem Rasseln verhallend.

„Ah, Regi, du bist's," sprach die Mutter und trat leise ein. „Gut, daß ich dich allein finde, Kind, ich hab' noch ein wichtig Wort mit dir zu reden."

Regina schaute auf. Die Thüren waren jetzt fest geschlossen und sie beide allein in der leeren, von Dunst erfüllten Kammer.

„Was meinst du damit Mutter?" sagte sie und nahm die Finger von den Tasten.

Frau Egli sah eine Weile starr in das Licht, zog eine Haarnadel aus dem festgesteckten Geflecht und schnäuzte den schwelenden Docht und begann dann plötzlich zu reden. Sorgen und Hoffnungen, die zu Bergen in ihr gehäuft lagen, wollte sie abtragen und sprach schnell und leise mit gleichtöniger Stimme auf die Tochter ein.

Regina lauschte, aber sie kannte ja alle diese Träume, gute wie böse. War doch jahrelang, seit der erste Sommergast im Giebelstübchen Aufnahme gefunden hatte, von nichts anderm die Rede gewesen, als von der Absicht, dereinst einmal in die Stadt zu ziehen und dort eine Fremdenpension zu eröffnen. Aber je länger die Mutter sprach, desto unruhiger begann Reginens Herz zu klopfen. Eine Ahnung sagte ihr, daß noch etwas Neues auf sie einstürmen könnte, doch wußte sie nicht, was.

„Und dann, Kind, siehst du, wir werden uns weidlich tummeln müssen. Es ist ein Haus von drei Böden und auf jedem Boden sind fünf Zimmer. Den Garten besorgt der Vater, auch den Einkauf von Holz und Kohlen und was so Mannessache ist. Aber wir werden weidlich schaffen müssen. Zwölf Betten stellen wir auf, und es kommt uns wohl, daß ich so viel Leinen im Kasten hab'. Agnes und du, ihr seid nicht zuviel, wenn auch ein Mägdlein fürs Putzen und Fegen da ist."

„Ich, Mutter?"

Sie sah überrascht zu ihr empor. Aber die Mutter starrte immer noch in die Flamme und fuhr fort:

„Sind wir fleißig, so kann's uns nicht fehlen. Wir zwingen das Glück zu uns her. Von allen Enden kommen ja die Fremden in die Schweiz und nach Zürich. Das Polytechnikum und die Universität allein sind uns gut und bürgen für das Geschäft. Es darf uns nicht fehlen. Mit den besten Vorsätzen nehm ich's auf mich und der Herr geb' uns seinen Segen dazu."

Sie schwieg. Eine Zeit lang bewegte sie noch die Lippen, ein Zug gläubiger Energie prägte sich in ihrem Antlitz aus, das in seiner wächsernen Blässe wie verklärt erschien.

„Und ich, Mutter, was soll ich dabei?"

Regina hörte, wie ihre Stimme zitterte und versuchte vergeblich, sie zu festigen.

„Du, Kind? Du mußt dein Stübli mit Agnes teilen und dich mit wehren helfen für unser Glück."

„Ich versteh' dich nicht, Mutter. Ich soll, ich soll, nein, so meinst du's nicht, nicht wahr, so meinst du's nicht: ich soll, ich darf doch bleiben im Seminar, nicht wahr, Mutter?"

Sie war aufgestanden und hatte die Mutter bei den Händen genommen. Irr und wirr gingen ihre Worte.

„Im Seminar? Nein, Kind, das hast du nicht mehr nötig!"

„Nimmer nötig!" schrie sie auf. Und dann ließ sie die Hände der Mutter los und setzte tonlos hinzu:

„Das weißt du nicht, Mutter."

„Doch, Regi, doch. Mit 10,000 Franken kommen wir in die Stadt, 7000 zahlen wir an und 3000 haben wir in der Hand, und in zehn Jahren sind's zehnmal mehr!"

„Du verstehst mich nicht, Mutter," antwortete das Mädchen.

„Drei Jahre bin ich schon im Seminar, noch eins und ich erhalt' mein Diplom als Lehrerin und dann, ja dann kann ich sogar noch weiterstudieren in Zürich, weil wir doch in der Stadt sind."

Sie sprach es langsam, ausdruckslos vor sich hin, als fühlte sie schon, daß das ein unerfüllbarer Traum sei.

„Ein Jahr noch in Küsnacht und gar noch studieren! Wo denkst du hin? Ich kann's nicht schaffen ohne dich, gerade im ersten Jahre, wo sich alles doppelt zählt, brauch' ich euch."

Regina sah den unbeugsamen Willenszug im Gesicht der Mutter, den sie wohl kannte, aber dennoch bat sie noch einmal, und in ihren Augen brannten zwei Thränen: „Du willst, daß ich meinen Lebensberuf aufgeb', Mutter. Thu das nicht, du weißt nicht, was du mir nimmst, alles nimmst du mir und gibst mir nichts dafür."

Da lachte die kleine Frau schneidend auf:

„Ah, ungebärdig's Kind, was redest du da? Dein Lebensberuf ist Gehorsam. Ist's das, was du lernst dort drüben in Küsnacht: der Mutter unbotmäßig werden und die ehrliche Arbeit mißachten! Ich bin bald fünfzig Jahre alt geworden hier oben und fünfundzwanzig hab' ich mit dem Vater geschafft, in den Erdäpfeln und auf den Matten, und jetzt, wo ich Töchter hab', die ich brauch', jetzt stoßen sie ihr Glück mit dem Fuß weg und gönnen mir kein Vergeltsgott für mein Müh' und Plag'!"

„Mutter!"

So scharf und schmerzlich klang der Schrei aus dem blassen Mund der Tochter, daß die Mutter unwillkürlich

abbrach. Und da wurde auch die Thüre zur große Stube geöffnet und der Vater erschien auf der Schwelle und fragte:

„Was ist auch? Was habt ihr miteinander?"

Die andern schauten neugierig herüber und Regina wandte schnell der offenen Thüre den Rücken. Die Mutter aber sagte:

„Komm nur herein, Vater, daß es sieht, um was es geht, das Kind."

Egli zögerte einen Augenblick und warf noch einen Blick auf die Tischgesellschaft, ehe er gehorchte. Zu dritt waren sie nun in dem halbdunkeln Gemach, und Regina stand blaß und stumm, als die Mutter dem Vater in kurzen, unfertigen Sätzen und mit erregter Stimme mitteilte, was zwischen ihnen zur Besprechung stand.

„Es wird nicht wohl anders gehen, und es kommt ja auch dir zugut. Ein rechtes Erb' will gepflegt sein."

Er sprach langsam, die Worte suchend und immer wieder durch ein „Ja" bestätigend, wie es seine Art war. Und dabei sah er auf die Mutter, die zitternd vor Aufregung, aber ganz Wille und Kraft, vor ihm stand und ihm die Worte von den Lippen las. Als er geendet, atmete sie auf und setzte ruhiger hinzu: „Du hörst es, Regin', der Vater spricht nicht anders."

Da wandte das Mädchen sich um und fragte gelassen, aber mit einem müden Zug in dem ausdrucksvollen Gesicht:

„Warum habt Ihr mich denn gehen heißen vor drei Jahren, wenn es doch so kommen mußte? Drei Jahre sind's und da hab' ich gelernt denken über all das hier hinaus — sie machte eine Kreisbewegung mit der Hand — und jetzt auf einmal heißt es all das umsonst, umsonst gelernt und ist mir doch nichts angeflogen, ich hab' es erfassen und festhalten müssen. Ihr kehrt mir mein Leben um und wieder um, was thu' ich nun damit?"

Der Vater hatte ihr ruhig zugehört mit gesenktem Haupt, als erwäge er ihre Worte. Aber als sie schwieg, fuhr er auf und strich sich über die Stirn und murmelte:

„Wahr ist's, wir kehren unser Leben um und um."

Mit zitternden Fingern glättete die Mutter auf geregt das schwarze Kleid, in dem sie ging, und ihr Stimme klang rauh:

„Dem alten Herrn Pfarrer zulieb, der dich sein gescheitestes Kind nannte, dem zulieb haben wir dich bilden lassen. Das Kind mit den Muttergottesaugen hat er dich genannt, als wir dich ihm zutrugen und Regina wollt' er dich getauft wissen. Wenn er das erlebt hätte, daß du das vierte Gebot mißachtest!"

Ein trauriges Lächeln zog langsam über Reginens Antlitz und sie erwiderte noch ruhiger, noch gelassener:

„Trag' nicht den lieben Herrgott herzu, Mutter, es thät's auch so."

Doch als habe die Tochter ihr den heftigsten Widerstand geboten mit diesen Worten, entgegnete sie hart:

„Ich weiß, daß ihr es nicht für wahr nehmet, wenn ich ihn in allem sehe, aber meinst du, ich könnte heute einen Gedanken fassen ohne an seine Hülfe zu denken?"

Regina atmete tief, dann erwiderte sie leise:

„Du brauchst ihn gar viel." Und als die Mutter auffahren wollte, legte sie die Hand auf ihren Arm und setzte hinzu:

„Und wenn nun die Stadt uns nicht Wort hält?"

Die Mutter trat jählings einen Schritt zurück.

„Nicht Wort hält?" stammelte sie.

Da schüttelte den Vater ein Schauer, als werfe er eine Last vom Rücken und indem er krampfhaft die Faust ballte und öffnete und wieder schloß, sprach er dumpf: „Sie muß mir Wort halten. Ich hab' kein Heim mehr hier oben. Die Matten, das Ackerland, das Ried alles samt dem Roß, den Kühen, das Gütlein mit Haus und Hof setz' ich dran. Und ich hab' geschafft von Bub' auf. Meinen Buben aber hat mir das Unglück von der Heubühne gestürzt. Weißt du noch, wie er dalag, Mutter, auf dem harten Tenn, und regte kein Glied mehr? Und mich warf's vom Kirschenbaum, in den Kirschen, daß mir drei Rippen zerbrochen wurden. Kein Knecht bleibt mehr auf dem Acker, keine Magd im Stall. In die Fabrik laufen sie, wo es Taglohn gibt und Feierabend und Sonntagslustbarkeit. Und wer nicht zum Seidenweber geht, geht in die Stadt. — Ich will auch in die Stadt und sie muß mir Wort halten, sie muß!"

„Sie hält Wort, Vater," antwortete die Mutter, und ihr Gesicht war klar und ruhig.

Der Mann aber streckte die Hände aus und zog die Tochter zu sich heran:

„Komm' mit, hilf das Glück machen, Kind. Ihr müßt alle dabei sein, daß ich weiß, daß ich's für euch thue und weiß, daß ihr sie braucht, die Stadt."

Regina blickte in sein wettergebräuntes, zerfurchtes Gesicht, in dem die dunklen Augen ängstlich und trotzig zugleich aufleuchteten. Sie sah es arbeiten in den schwerbeweglichen Zügen, sah, wie sein Blick von der Mutter zu ihr ging und wieder zurück, als heische er noch ein zustimmendes und tröstendes Wort, und da ließ sie mit einem Seufzer das Haupt an seine Schulter sinken und flüsterte:

„Wie du willst, Vater."

Ihre Augen verschwanden im Schatten seines dunklen Bartes und verbargen dort die Thränen, die still in den Wimpern zusammenflossen und auf dem tuchenen Rock des Vaters versiegten.

Eine Weile war es totenstill im Zimmer, so daß jedes Wort aus der Stube herübertönte.

„Komm', Kind, wir müssen hinüber, es wird wohl bald Zeit sein, daß der Karli einspannt," sprach die Mutter endlich und berührte scheu die Hand der Tochter.

Da raffte Regina sich auf und als Frau Egli das blasse Antlitz erblickte, das so sterbensmüde, so freudlos in die Welt sah, da überfiel sie die Schwäche wieder, die sie so oft überkam, und sie fuhr schluchzend fort:

„Es ist gewiß zu unserm Besten, und Agnes hat mir ja das Gleiche versprochen, und sie ist doch die ältere."

Ein helles, fröhliches Gelächter erhob sich in der Stube und die Stimme der Schwester war es, die am deutlichsten an Reginens Ohr schlug.

„Agnes?" fragte sie erstaunt, aber die Mutter achtete schon nicht mehr darauf, sondern eilte an dem Vater vorüber in die Stube, und durch die geöffnete Thüre brach Licht und Lachen wie ein Strom in das stille, leere Zimmer, überflutete das stumme Paar, das Spinett, lief an den kahlen Wänden hin, ertötete den trüben Schein des Oellämpchens und riß schließlich den Vater aus der Betäubung, in die er gesunken schien. Er hob sich in den Schultern und kehrte zu den Gästen zurück. Regina aber sah sich verfolgt von dem Lichtschein und dem Lachen, sie tastete wie blind nach der Außenthüre, eilte über den Flur und rannte die Treppe hinauf, in das Dunkel hinein, durch die leeren, ausgeräumten Zimmer, auf die Laube. Die Hauskatze fuhr neben ihr über die Dielen, und that fremd und wild, als fände sie sich nicht mehr zurecht in dem unwohnlichen Hause. An einem Pfosten schoß das Thier wie gejagt in die Höhe und verschwand im Gebälk des vorspringenden Daches.

Nach einer Weile wurde Reginens Namen gerufen. Sie rührte sich nicht, sondern drückte sich noch tiefer in die Ecke des Vorbaues, wo sie stand und in die Nacht träumte. Noch einmal rief die Stimme der Schwester ihren Namen, dann erschien Agnes selbst unten im Hof. Ihr helles Kleid leuchtete herauf. Aber Regina konnte ihr nicht antworten, denn ihr ganzes Wesen war noch verstört, Gedanken und Gefühle hielten ihr noch nicht stand.

„Ich weiß nicht, wo sie ist," rief Agnes ins Haus zurück und ging auf die Gartenlaube zu, in der noch die Papierlaterne brannte.

Regina achtete nicht auf das, was im Hof vorging, sie hörte die Stimme nicht, die gleich darauf von der Hausschwelle in das Dunkel flüsterte:

„Agnes, wo bist du?"

„Hier, Rudi."

Der Lehrer tastete vorsichtig die Stufen hinab und trat in das grünumlaubte Gehäuse. Er mußte sich bücken, um nicht an die Leuchte zu stoßen. Agnes stand hinter dem Tisch und begann alsbald zu fragen:

„Nun, da bin ich, Du hast allein sein wollen mit mir. Was willst du, sag's schnell, bevor die Mutter nach mir fragt."

„Ja, Agnes, ich hab' dich etwas fragen wollen," erwiderte er und dämpfte die Stimme, als sie mahnend die Hand erhob. „Es läßt mir keine Ruhe. Deine Mutter hat am Tisch erzählt, sie habe die Regina überreden müssen, vom Seminar abzulassen. Da hast du gelacht und gesagt: Das Düpfi läßt sich noch bitten. Was gäb' ich darum, wenn ich gefragt werden müßte, ob ich in die Stadt will und könnte nicht! Und dann sagtest du, du wärest jetzt schon mehr daheim in Zürich, als hier oben. Und du, du — — du hast noch viel gesagt."

Zuletzt hatte ihm die Rede versagt. Er brach ab, aber in seinem bartlosen, frischen Gesicht kam und ging die Röte und mit gerunzelten Brauen starrte er auf das Mädchen, das ihm mit gesenktem Kopf zuhörte. Sie saß leicht vornübergeneigt, daß der grünliche Lichtschein auf ihr blondes Haar fiel und fuhr mit einem Blattstiel den Fugen des Tisches nach. Und ohne aufzusehen, sagte sie leise:

„Und was willst du nun?"

„Was ich will," brach er los, „wissen will ich, Agnes, wie du das meinst. Liegt dir so viel an der Stadt? Sag, was soll sie dir bringen? Du weißt doch, wie lieb du mir bist und daß ich nur warte auf dich! Wie lange ist's her, ein halbes Jahr, als wir eins geworden sind. Du denkst doch noch an den Ostermontag und wie die Sonne so warm schien, der Wald schon so grün war, da hast du mir doch gesagt, du hättest mich lieb. Und weißt du noch, wie du das Harmonium gespielt hast in der Kirche bei der silbernen Hochzeit deiner Eltern, und ich hab' dich begleitet auf der Violine. Sind wir da nicht übereins gekommen, daß zu Weihnachten Hochzeit sein sollte? Und jetzt, siehst du, Agnes, jetzt hab' ich auf einmal eine Angst, du hättest das vergessen über der Stadt und dächtest nicht mehr an das, was wir einander versprochen."

Sein Atem flog, unter dem kurzen, blonden Haar brannte seine Stirn wie Feuer und plötzlich legte er eine eiskalte Hand auf Agnes' Finger, die noch mit dem welken Blatt spielten und keuchte:

„Sieh mich an, Agnes, sag' mir daß es nicht wahr ist. Um Weihnachten komm' ich dich holen und dann machen wir Hochzeit!"

„Du thust mir weh."

Sie zog die Finger aus seiner Umklammerung und drückte die sorgfältig gepflegte Hand, die von keiner harten Arbeit sprach, an die Lippen. Dabei sah sie ihn von unten herauf mit klaren Augen an und flüsterte endlich, nachdem sie die schmerzende Haut gekühlt hatte:

„Ausgemacht war das noch nicht, Rudi. Und so recht und feierlich versprochen sind wir auch noch nicht."

„Was sagst du? Nicht versprochen? Treib' keinen Scherz, Agnes! Du gehst fort und kommst in die Stadt, wo so viele Dinge und Menschen um dich her sind, die dir fremd sind. Nein, nicht fremd, ich weiß ja, wie oft und wie gern du nach Zürich gefahren bist, aber, ich, ich bin nicht bei dir. Ich sitz' hier oben am Berg und lehr' die Dorfkinder, während du mir dort drinnen in der Stadt nachgehst mit den Gedanken. Denn du denkst doch an mich, nicht wahr, Agnes?"

„Mein Gott, wie aufgeregt bist du, Rudi! Du hast doch gewußt, daß es so kommen mußte."

Er ließ sich auf die Bank fallen, stützte die Stirn in die Hand und stieß dumpf hervor:

„Ich hab's nie geglaubt."

Sie rückte näher an ihn heran und flüsterte dicht an seinem Ohr:

„Und wenn ich dich nachzieh'?"

„Mich nachziehn? Ich versteh' dich nicht."

Er sah ihr lebhaft in die Augen. Sie lächelte, ihr Gesicht war ruhig und klar geblieben, er sah es erst jetzt und da packte ihn plötzlich eine sinnlose Angst, ihm war, als habe sie ihn nicht mehr lieb. Doch sie kam ihm zuvor und sprach:

„Nun ja, ich meine, du könntest wohl auch in der Stadt angestellt werden."

„Ich, in der Stadt!"

„Sie brauchen doch gewiß viele Lehrer in Zürich?"

„Sehr viele. Aber noch mehr melden sich und wenn ein Wahlgang ist und einer, der auf der Liste gestanden hat, wird nicht gewählt, dann ist ihm der Boden unter den Füßen weggezogen."

„Also du willst nicht, nicht einmal das?"

Das klang scharf und der helle Blick ihrer blauen Augen wurde stählern in seiner Kälte.

„Ich kann nicht, Agnes, nicht so auf einmal, es geht doch um mein Lebensglück. Und siehst du, es wär' doch so viel einfacher, wenn wir bald, recht bald Hochzeit hielten und ich nähm' dich zu mir herauf. Die Gemeinde will mir wohl, die Schule, das neue Schulhaus mit der freundlichen Wohnung, das ist alles so heimelig."

„Das geht nicht."

Sie sah an ihm vorbei in die Finsternis.

„Du willst nicht, du willst mich nicht?"

Er schrie es in die Nacht.

Da legte sie ihm die Hand auf den Arm:

„Leise! — das hab' ich nicht gesagt."

„So ist's die Stadt, die dir's angethan hat! Du willst sie nicht preisgeben um mich und das Dorf?"

Er hatte ihre Hand abgeschüttelt und den Arm um ihre Schultern geschlagen. Jetzt bettelte er:

„Sei nicht so herb, Agnes! Sag' mir, daß du mich liebst, gerade so liebst wie im Frühling, wie gestern. O, die Stadt, die Stadt, sie ängstigt mich. Sag' mir, daß du mich liebst!"

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und schloß die Augen:

„Sie ängstigt dich," entgegnete sie leise, „wie thöricht du bist! Wär' ich bei dir, wenn ich dich nicht liebte?"

Nun schlug sie die Augen wieder auf und als er in das Antlitz blickte, das in dem sanften Licht der bunten Laterne so zart erschien, da übermannte ihn seine aufgeregte Liebe und er preßte den Mund auf ihre Lippen. Sie ließ es geschehn, doch als er jede Frage vergessen zu haben schien, sagte sie mit ruhigem Lächeln:

„Und ich zieh' dich doch nach in die Stadt."

„Nein," stieß er verzweifelt zwischen den Zähnen hervor und als er ihr siegesgewisses Lächeln sah, lachte er grimmig auf und streifte ihre Arme ab und sprang wild in die Höhe.

„Rudi," rief das Mädchen empört.

Da stürzte plötzlich das Lampion, an das er mit dem Scheitel gestoßen, aus der Höhe auf den Tisch herab. Das Kerzenlicht setzte die Papierhülle in Brand und eine helle, hohe Flamme fraß, gierig züngelnd, das bunte Licht.

Mit einem Schrei war Agnes aus der Laube ins Freie geflüchtet und eilte ohne umzublicken dem Hause zu. Langsam folgte ihr der Mann, in dessen Gedanken und Gefühlen eine schmerzliche Verwirrung herrschte. Er wußte nicht, wie er wieder unter die Menschen dort in der Stube treten sollte und blieb zaudernd stehen. Ueber ihm, auf der Altane, erscholl ein leiser, flüchtiger Schritt, er achtete nicht darauf.

Auf einmal erhob sich im Hause lautes Geräusch, Thüren wurden geöffnet, greller Lichtschein schoß in die Nacht heraus und dann erschien die Tischgesellschaft.

„Es ist Zeit zum Einspannen," rief der junge Fuhrmann und schwenkte die große Wagenlaterne. Im Stall fuhr er geschäftig unter die Rosse, während Egli das Scheunenthor öffnete. Dort stand, die ganze Tenne und die Scheuer bis an die Bühne füllend der gewaltige Möbelwagen, mit dem der Karli aus der Stadt heraufgekommen war. Drohend reckte die Deichsel ihren eisenbeschlagenen Kopf aus dem Dunkel, und die Lichter spielten auf den Ketten. Die Rosse schnaubten und die Männer rissen sie mit lautem Zuruf vor den Wagen.

Die Kummetschellen lärmten, und als der Bruder, der nun Herr auf dem Pflughof war, die Stallthür schloß, brüllte kläglich eine der Kühe. Da übermannte die Mutter abermals das schluchzende Weh und sie gab Agnes die Lampe, die in ihrer Hand wie ein Baumblatt bebte.

Agnes trat mit dem schwelenden Licht neben den Alten, der müßig auf der Schwelle stand, und mit unbeweglichem Gesicht dem Treiben zuschaute.

„Aber Großvater, Ihr helfet ja nicht?“ sprach sie verwundert.

„Ich bin nicht Euer Großvater,“ entgegnete er mürrisch.

„Aber der Tante ihr Vater, das kommt auf eins heraus. Ist's Euch nimmer recht?“

Er sah ihr ernst in das lächelnde, von der Lampe bestrahlte Gesicht und erwiderte:

„Es wird Euch bald nimmer recht sein.“

Eine Weile schwiegen beide, doch als der Lehrer zu ihnen trat, warf Agnes den Kopf zurück und sagte:

„Aber helfen könnt Ihr doch. Seht, sie bringen die Rosse ja nicht an den Strang.“

Ihr Blick traf den jungen Mann, ein Lächeln grüßte ihn, da atmete er tief auf und eilte, um den andern zu helfen.

Die Mutter, die die letzten Worte gehört und ihre Thränen getrocknet hatte, nahm die Lampe wieder an sich.

„Und sagt, warum helft Ihr nicht, Ihr thut's doch sonst?“

Ihre Augen bohrten sich in sein zerfurchtes Gesicht. Die Fältchen in seinen Augenwinkeln zuckten, ein feindseliger Zug fuhr wie ein Hieb über sein Gesicht und er stieg langsam die Stufen herab, bis er dicht vor ihr stand und sprach dann:

„Ihr kommt auch so früh genug in die Stadt.“

Darauf wandte er sich ab und verließ den Hof und das Heim.

Das Lampenglas klirrte in der Hand der Mutter. Sie setzte das Licht auf die Vortreppe. Aber gerade in diesem Augenblick war der Wagen in Bewegung geraten, die Gäule legten sich in die Stränge, Vater Egli hatte das Handpferd am Kopf gepackt, sein Bruder eine Heugabel aufgegriffen, um den schwankenden Wagen zu stützen, als gelte es eine Heufuhre im Gleichgewicht zu halten, und unter lautem Zuruf und Peitschenlärm rollte das Gefährt auf den Hof und durch die Einfahrt auf die Dorfgasse.

„Komm' hinauf, Mutter, dann sehen wir sie bergab fahren“, rief Agnes und flog die Stufen hinauf. Die Mutter eilte ihr nach und Regina erschrak, als plötzlich neben ihr die Stimme der Mutter flüsterte:

„Seht, da fahren sie hin!“

Mit dumpfem Gepolter, von tanzenden Lichtern umhüpft, rollte der Wagen die Dorfgasse hinab. Im ‚Morgenstern‘ spielte noch die Tanzmusik. Eine schmale Wolkenbank, wie ein Hebebaum anzusehen, trieb an dem Himmel dahin und in der Tiefe, am Seeufer schoß ein Eisenbahnzug mit feurigen Augen und einem flimmernden Leib, einem Ungeheuer gleich durch das Dunkel der Stadt zu, die immer noch glänzend, tausend Lichter spiegelnd, aus dem blassen Duft der Herbstnacht tauchte.

Und jetzt erscholl plötzlich ein Laut, so entsetzlich, so qualvoll, wie ein ununterbrochener Schrei des Jammers, der weithin durch die Stille drang. Es war das Geräusch, das von den angespannten Bremsen und dem schlurfenden Hemmschuh des Möbelwagens aufstieg, der die steile Straße hinunterfuhr.

Die Frauen erschauerten und sahen dem Wagen nach, bis er zwischen den Tannen verschwand. Aber lange noch, als er längst in die Tiefe getaucht, drang der schreckliche Ton zu ihnen herauf wie der Jammerlaut einer menschlichen Stimme.

(Fortsetzung folgt).

Wetterleuchten.

Ich wandelte in einer bangen Zeit
In schwüler Nacht durch frischgemähte Matten;
Kein Stern verriet des Himmels Freundlichkeit:
Gespenstig schwarz umdrängten mich die Schatten.

Ein quälend Weh mir in die Seele schlich,
Ich glaubte zu ersticken in dem Dunkel,
Nach einem Fackelbrande sehnt' ich mich
Und sehnte wohl mich nach dem Sterngefunkel.

Ich fühlte, warum in des Daseins Nacht
Der schlichte Mensch den Blick nach oben wendet,
Von lichten Welten gold'ne Träume macht,
An jedes Irrlicht sein Vertrau'n verschwendet.

Des Dunkels dacht' ich, das des Pilgers Lauf
Beschleicht, wenn ihm sein Lichtlein geht zur Neige
Und er sich fragt: „Steigt wohl ein Stern mir auf,
Der aus der Nacht empor den Weg mir zeige?“ . . . .

Da zuckte, wie ich sinnend weiter schritt,
Am Himmel geisterhaft ein Wetterleuchten,
Und mir im Busen zuckt' ein Funke mit,
Und Tau schien meine Wimpern zu befeuchten.

Jakob Boßhart, Küsnacht.